

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 21 (1938)
Heft: 7

Artikel: Leo Tolstojs Weg zu Gott
Autor: Hartwig, Theodor
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-408925>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und protestantisch-kirchliche Hierarchie. Dabei wissen wir wohl und sind uns dessen immer bewusst, dass wahre Freiheit die Rechte des Nächsten respektiert.

Im Prophetenstädtchen Brugg statteten wir dem Vindonissa-Museum einen Besuch ab, nachdem die Basler Gesinnungsfreunde Zuzug aus Zürich, Bern, Biel und andern Orten erhalten hatten. Herr Direktor Dr. Simonett erklärte die topographischen Verhältnisse, die den Römern die Anlage eines Waffenplatzes empfehlenswert erscheinen liessen. An Hand zahlreicher Funde und Pläne von Ausgrabungen liess sich das Tun und Treiben, Ernährung und Erholung der Einwohner der Militärstadt Vindonissa feststellen. Anschliessend folgte ein Besuch des Amphitheaters, wo sich die römische Soldateska belustigte, und am selben Vormittag wurde, so paradox dies klingen mag, die schönste frühgotische Kirche der Schweiz in Königsfelden besichtigt. Herr Direktor Simonett wusste die prachtvollen Kirchenfenster anziehend zu erklären. Alle gingen mit dem Wunsche von dannen, es möchten diese Kunstwerke, auch wenn sie im Bilde geistig überholte Dinge umrahmten, erhalten werden. Der erhebende gothische Stil der einstigen Stätte des blinden Glaubens und die wundervollen Farben der Kirchenfenster werden noch oft im Geiste vor unsere Augen treten. Neben Sarkophag und Grabsteinen leisten sich einzig zwei Rohrsessel für den Pförtner Gesellschaft in dem verlassenen grossen Raume. Sie halten Wache vor der Gruft, in der einst die Königinnen Elisabeth und Agnes und der Herzog Leopold ruhten, der von Arnold von Winkelried zur grossen Retirade von Sempach genötigt wurde.

Nach dem Mittagessen erwiesen wir, höflich wie die Gottlosen nun einmal sind, dem Stammschloss der Habsburger die letzte Ehre, obschon sich von Königsfelden nach der Stamburg manche Intrigue zum Nachteil der Schweiz spann. Staunend standen wir im Rittersaal vor der Büste von Kaiser Franz Joseph, als wäre zwischen heute und seinem Hinschiede schon ein Jahrhundert verflossen.

Sic transit gloria mundi (so vergeht die Herrlichkeit der Welt) könnte über Vindonissa, Königsfelden und Habsburg stehen. Alles, was bloss auf materieller Macht und geistiger Knechtschaft beruht, muss zusammenbrechen, auch wenn der Potentat im Norden gleich tausend Jahre Bestehen prophezeit.

Im Anblick des schönen Aaretales gelobten wir, der geistigen Freiheit überhaupt und der geistigen Verteidigung der schweizerischen Demokratie weiterhin unsere Kräfte zu widmen. Serrez les rangs!

Wir danken Herrn Dr. Simonett für die leicht fassliche

Führung durch Museum und Kirche sowie den Veranaltern der Zusammenkunft, den Gesinnungsfreunden Friedrich und Werber in Basel; wir danken auch für den Besuch des Zentralpräsidenten und des Verfassers der Erinnerungen an «Moses oder Darwin», dem Gesinnungsfreund Akert aus Bern, dessen Augen aus ehrwürdigem weissen Haupte noch sprühten wie in der Sturm- und Drangperiode in Zürich vor vierzig Jahren.

Eugen Traber, Basel.

Leo Tolstojs Weg zu Gott.

Um zu verstehen, warum der alternde Tolstoj des Trostes der Religion bedurfte, genügt es nicht, seine «Beichte» zu lesen. Denn dieses Bekenntnis bildet nur den Schlussstein einer Entwicklung, deren Etappen am deutlichsten durch die Selbstdarstellungen im «Teufel» und in der «Kreutzersonate» gekennzeichnet sind. Von keinem Dichter gilt das bekannte Ibsen-Wort vom «Gerichtstaghalten über sich selbst» so sehr wie von Tolstoj. Was er seinem Tagebuch nicht anzuvertrauen wagte, das finden wir in kaum verhüllter Form in seinen Werken, deren Wirkung vielleicht gerade deshalb so nachhaltig ist. Jeder Leser fühlt sich im Innersten berührt von der geradezu selbstquälerischen Grübelsucht des Dichters, dem gegeben war «zu sagen, was wir leiden».

Diese Leiden, obwohl seelischer Natur, sind vielfach auf äussere Umstände zurückzuführen. Insbesondere wird das Gegenüberstehen von Mann und Frau durch die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse vergiftet, die sich in jener heuchlerischen Moral auswirken, deren Anwalt die Kirche ist. Sie ist es, die den Kampf gegen die natürliche Sexualität in den Mittelpunkt ihrer Bestrebungen stellt; von ihrem Standpunkt aus übrigens mit Recht, denn unterdrückte Sexualität wirkt religionsbildend, wie das Beispiel Tolstojs deutlich zeigt. Sein Leben und Schaffen ist geradezu gekennzeichnet durch unbefriedigte Sexualität und er ist an diesem inneren Konflikt auch zugrunde gegangen.

Seine Gattin war frigid (gefühllos), er selbst aber naturhaft liebesbedürftig, wie etwa Goethe. Während dieser jedoch, seinem gesunden Instinkt folgend und allen Standesrücksichten trotzend, einen «Bethausen» — wie die Frau Rat ihre Schwiegertochter bezeichnete — ehelichte, brach Tolstoj das ihn beglückende Liebesverhältnis mit der Bäuerin Aksinja ab und heiratete ein Mädchen aus der sogenannten «guten» Gesellschaft. Diese Fehlentscheidung ist zweifellos auf tieferliegende psychische Ursachen zurückzuführen, wahrschein-

«Lebt Gott noch?»

Haben Sie das Buch «Lebt Gott noch?» von Dr. Leo Blum schon in Ihrem Bücherschranke?

Wenn nicht, so schaffen Sie es sich an! Es gehört in die Bücher eines Freidenkers und ist, gut broschiert, 550seitig, zum billigen Preis von Fr. 3.— bei der Literaturstelle in Zürich zu haben. (Adresse und Postcheckkonto der Literaturstelle finden Sie auf der letzten Seite dieses Blattes.)

Vermischtes.

Die Heiligsprechungen.

«Vatikanstadt, 17. April. ag. (Havas.) In der St. Peterskirche fand am Ostermorgen die feierliche Heiligsprechung des polnischen Jesuiten Andreas Bobola, des italienischen Mönchs Giovanni Leonardi, des Gründers der Kongregation der Muttergotteskrieger, und des spanischen Franziskanerpaters Salvatore da Horta statt, die alle im 16. Jahrhundert lebten. Zur Feier hatte sich eine gewaltige Pilgermenge von etwa 50,000 Personen eingefunden. Auch die Mitglieder des diplomatischen Korps waren zugegen. Der Papst wurde auf der Sedia gestatoria feierlich in die Basilika getragen und empfing die Reverenz der Mitglieder des Heiligen Kollegiums sowie der zahlreichen Erzbischöfe und Bischöfe, bevor er auf dem Thronessell Platz nahm. Dann begann sofort die Heiligsprechungszeremonie. An den Papst wurde die Aufforderung gerichtet, die Heiligsprechung der drei Seligen vorzunehmen. Der Papst sprach dann die vorgeschriebenen Worte und stimmte das Tedeum an.

Hierauf wurde ein feierliches Hochamt gehalten und schliesslich erteilte der Papst von der äusseren Loggia der Peterskirche aus Urbi et Orbi, der Stadt Rom und dem ganzen Weltkreis, den päpstlichen Segen. Die Menge jubelte dem Papst zu, der sich dann zurückzog.»

Die katholische Kirche zählt damit drei Heilige mehr! Die Heiligsprechung am laufenden Band haben wir letztes Jahr schon illustriert. Eine feierliche Heiligsprechung, zu der sich angeblich 50,000 Pilger eingefunden haben sollen. Was tut's! an Schaulustigen hat es nie gefehlt und wir gehen wohl mit der katholischen Kirche einig, wenn wir uns über diese «Gläubigen» keine Illusionen machen. Die Grundsatz- und Glaubensstreue dieser Katholiken haben wir an anderer Stelle dargetan (z. B. jener Innitzer!), so dass wir uns weiteren Kommentaren enthalten können. Was nützt schon dieser, dem Weltkreis gesendeter Segen «Urbi et Orbi»? Jeder Leser mag sich die Antwort selbst geben. Mit Zaubersprüchen, hinter denen nicht einmal eine Ueberzeugungstreue steht, ist nichts getan. Taten möchte die Welt sehen, Taten, nicht Zaubersprüche. Wenn sich der Papst und mit ihm das «Vaterland» des Herrn Wick auf den Jubel etwas einbilden sollten, so erinnern wir sie schüchtern an den frenetischen Beifall, den Hitler bei seinem Einzug in Oesterreich erntete. Ein Beifall, in den sich der kardinalerzbischöfliche Jubel in jenen des Pöbels michte! Der Zauber verglimmt, so wie die Zaubersprüche verhallen und selbst drei neue Heilige vermögen die Peterspfennige nicht mehr zu mehren. Das Gebaren Innitzers und seiner bischöflichen Trabanten hat in der Welt seine Wirkung getan!

P.

lich auf eine Mutterbindung Tolstoj's, die dadurch verstärkt war, weil seine Mutter frühzeitig starb; er war damals erst 2 Jahre alt und in seiner ungestillten Sehnsucht nach Mutterliebe schmiegte er sich als Kind an jede Frau an, die in ihrem Gebaren etwas Mütterliches an sich hatte.

Wir wissen heute aus der psychoanalytischen Forschung, dass solche Menschen infolge ihrer Mutterbindung an gewissen Sexualhemmungen leiden, wodurch ihr Eheleben von vorneherein ungünstig beeinflusst wird. Welchen traurigen Verlauf Tolstoj's Ehe mit Sofia Andrejewna (Sonja) genommen hat, kann in einem kürzlich in deutscher Sprache erschienenen Buch von Kallinikow «Leo Tolstoj, die Tragödie seiner Ehe» nachgelesen werden. (Die deutsche Ausgabe wurde von W. E. Groeger besorgt und ist im Verlag Julius Kitzls Nachf., Mährisch-Ostau, erschienen.) Eine innere Stimme warnte Tolstoj vor dieser Heirat und noch am Hochzeitstage wollte er zurücktreten. Doch vermutlich wäre jede standesgemässe Ehe unglücklich verlaufen.

Das letzte Kapitel des Buches trägt die Ueberschrift «Genialer Wahnsinn» und schildert, wie der alternde, in sich zusammengebrochene Dichter religiösen Wahnideen zuzuneigen beginnt. Es sind die inneren Schuldgefühle, auch sich selbst gegenüber, die sich auf solche Weise in sein Bewusstsein drängen. Der junge, lebensfreudige Tolstoj kennt noch nicht derartige Anwandlungen, sondern umfasst in spinozistischem Allnaturgefühl Welt und Leben; besonderes Verständnis bringt er primitiven Menschen und Kindern entgegen. Religiöse Anwandlungen tauchen erst auf, als sich infolge des dauernden sexuellen Unbefriedigtseins körperliche Beschwerden (Kopfschmerzen, übermässiger Blutandrang etc.) einstellen. Es erscheint heute unfassbar, dass die damaligen Aerzte den naheliegenden Zusammenhang nicht erkannten. Dass Tolstoj selbst seinem eigentlichen Leiden verständnislos gegenüberstand, ist erklärlich; es gehört mit zum Krankheitsbild des Neurotikers, dass er die eigenen Symptome falsch deutet: die innere Zensur gestattet nicht die Entlarvung des Unterbewusstseins. Hätte Tolstoj die Ursache seiner Leiden erkannt, so hätte er, trotz allen moralischen Bedenken, das Liebesverhältnis mit der Bäuerin Aksinja wieder aufgenommen, beziehungsweise die Trennung von seiner Gattin vollzogen.

Gerade diesen natürlichen Ausweg verrammelt er sich mit religiösen Bedenken, worüber seine Abhandlung «Lasterhafte Genüsse» hinreichend Aufschluss gibt. Er wettet darin gegen Alkohol, Tabak und vor allem gegen die Fleischeslust. In einem eigenen Kapitel «Von den Beziehungen der Geschlechter zueinander» proklamiert er urchristliche, asketische Grundsätze, deren Verfall er hauptsächlich der schönen Literatur zur Last legt: «Die Schuld an all dem Uebel fällt zum grössten Teil den Romanschreibern und Dichtern zu, welche den Angelegenheiten der Liebe eine Wichtigkeit verleihen, die sie sie nicht verdienen, und welche dadurch, dass sie die schlimmsten Verirrungen idealisieren, die delikatesten und eindruckfähigsten Naturen irreführen.»

Zu solcher «Irreführung» hat aber Tolstoj selbst wesentlich beigetragen, besonders durch seinen Roman «Anna Karenina», und es klingt wie ein Widerruf, wenn er nun in der erwähnten Abhandlung bussfertig erklärt: «Ein Christ kann die geschlechtlichen Beziehungen nicht anders ansehen, als für eine Abweichung von der Lehre Christi, eine wirkliche Sünde.» (Der einst gesunde Tolstoj hätte offenbar nur den Geschlechtsverkehr ohne Liebe als Sünde gegen die Natur empfunden.) Die Mutterbindung verrät sich in seiner krankhaft überspitzten Forderung, «dass es Pflicht der Unverheirateten ist . . . gegen *alle* Frauen . . . dieselbe Zurückhaltung zu beobachten, wie gegen ihre Mutter (!) oder ihre Schwester».

Der alternde, durch seine Ehe schwer enttäuschte Tolstoj spricht sogar von «vergeblichen (!) physischen Bedürfnissen».


Womit natürlich nicht die Tatsache aus der Welt zu schaffen ist, dass er selbst diese Bedürfnisse einst in reichlichem Masse befriedigt und überdies eine erkleckliche Anzahl Kinder in die Welt gesetzt hat. Inwieweit der letztere Umstand auf seine Eifersucht zurückzuführen war, bleibe dahingestellt. In einem Roman der russischen Emigrantin Alexandra Rachnanowa («Tragödie einer Liebe»), der ebenfalls die Ehe des Dichters behandelt, wird Tolstoj beschuldigt, dass er nicht nur auf etwa auftauchende männliche Rivalen eifersüchtig war — z. B. auf einen Jugendfreund seiner Frau (Poliwanow) —, sondern seine Frau auch an der freien Betätigung persönlicher Neigungen hinderte; so sträubte er sich z. B. dagegen, dass sie sich der Musik widme («Kreutzersonate»!). Der bitterste Vorwurf gegen Tolstoj bezieht sich aber darauf, dass er als Bräutigam — 34 Jahre alt — seiner künftigen Gattin (damals ein unberührtes, unerfahrenes Ding von 18 Jahren!) sein Tagebuch zu lesen gab, in welchem alle seine Liebschaften gewissenhaft verzeichnet waren. Das ist keine Wahrheitsliebe mehr, sondern unbewusster — aus der Mutterbindung entspringender — Trieb, das Mädchen seiner Wahl zu kränken. Ueberdies sucht er seine Frau seelisch zu modeln und als ihm dies nicht gelingt, sorgt er — unbewusst — für ihre Isolierung: sie kommt aus den Schwangerschaften gar nicht mehr heraus.

Der sexuell unbefriedigte Tolstoj hingegen wird ein richtiger Gottsucher; er findet sogar eine verstandesmässige Begründung für seinen neugebackenen Gottesglauben. (Alle Neurotiker suchen für ihre Zwangsvorstellungen rationale Erklärungen, oft seltsamster Art.) Der ehemals so glaubenskritische Tolstoj sucht sich vor seiner Vernunft zu rechtfertigen: In der «Beichte» erklärt er, dass das Leben an sich keinen Sinn habe, wenn es kein höheres Prinzip (Gott) geben würde. (Man versteht: Solange Tolstoj bei der Bäuerin Aksinja sein Liebesglück fand, da hatte das Leben noch einen Sinn für ihn. Erst als er in seiner Ehe die «Tragödie des Schlafzimmers» qualvoll erlebte, verzweifelte er an dem Sinn des Lebens überhaupt, nämlich seines Ehelebens.)

Die Kette schliesst sich: Tolstoj wird religiös. Schuldgefühle treiben ihn in «Buss' und Reu'. Mit der Kirche will er allerdings nichts zu tun haben. (Hier scheint übrigens auch ein unbewusster innerer Protest gegen seine Gattin vorzuliegen, die streng kirchengläubig war; sie betet, er aber «findet alle religiösen Zeremonien lächerlich». Schon als Verlobter erklärt er: «Sonja, auch an Gott glaube ich nicht! Ich soll zur Beichte gehen vor der Hochzeit, und ich habe keinen Funken von Glauben!» Nun aber macht er einen scharfen Unterschied zwischen Religion und Kirche.) In der erwähnten Abhandlung «Lasterhafte Genüsse» beschäftigt er sich im Schlusskapitel mit der Frage «Kirche und Staat». Dort heisst es unter deutlicher Anspielung auf den Missbrauch der Religion zu politischen Zwecken und auf die staatserhaltende Rolle der Kirche: «Die Weihe der Staatsgewalt durch das Christentum ist eine Gottlosigkeit, ja mehr noch als eine Gottlosigkeit: sie ist der Ruin des Christentums selbst.» Der religiöse Gedanke an sich wird ihm jedoch zur «Beziehung des Menschen zu Gott» und zum «verborgenen Zweck des menschlichen Lebens» überhaupt.

So ist es denn nicht verwunderlich, dass Tolstoj schliesslich — zum grossen Leidwesen seiner Frau — aus der rechtgläubigen Kirche ausgeschlossen wurde. Er ist ein richtiger Sektierer und seine von der Kirchenlehre abweichenden religiösen Anschauungen lassen sich aus der eigenartigen Mentalität des russischen Bauern ableiten, worauf schon Lenin mit Recht hingewiesen hat. Aber diese soziologische Deutung reicht im Falle Tolstoj's nicht aus; seine Wandlung vom Spötter zum Gottsucher findet ihre psychologische Erklärung erst dann, wenn man seine unbefriedigte Sexualität als treibende Kraft erkennt. Er fühlt sich zu den Bauern — will sagen: zur Bäuerin Aksinja — hingezogen und als Kleidung

Dass der Katholizismus **gegen** das neue Strafgesetzbuch ist, ist ein Beweis, dass es gegenüber der heutigen Ordnung **ein Fortschritt** bedeutet.

 Deshalb stimmen wir **für** das neue Strafgesetzbuch.

bevorzugt er den ganz und gar ungräflichen Bauernkittel. (Auch hier mag übrigens der innere Protest gegen seine Gattin mitgespielt haben.)

Doch Ruhe findet er auch bei Gott nicht und er geht seinen Leidensweg bis zum bitteren Ende: In der Nacht auf den 28. Oktober 1910 begibt er sich heimlich auf die Pilgerschaft, um — fern von Jasnaja Poljana zu sterben. In der kleinen, entlegenen Eisenbahnhaltestelle Astapowo — jetzt heisst sie ihm zu Ehren: Lew Tolstoj —, in der Dienstwohnung des Stationsvorstehers verbringt er die letzten 7 Tage seines so reichen und doch so unglücklichen Lebens. Es war wie ein Selbstmord, der — wie dies bei vielen Menschen, die den Freitod wählen — ein unbewusstes Rache-motiv enthielt. Die richtige Lösung zu finden, war dem Dichter, der fremde Schicksale psychologisch zu durchleuchten vermochte, versagt. Goethe wusste, dass nur «im Herzen, das sich selber kennt» jene freundlich brennende Lampe entzündet werden kann, von der die «enge Zelle» unseres Daseins erhellt wird. Tolstoj kannte sein eigenes Herz nicht; er grübelt immer wieder darüber, wo eigentlich der Fehler liegt, aber er findet ihn nicht. Einmal schreibt er voll Verzweiflung an seinen Bruder (1876), dass ihn nichts mehr freue und dass ihm wohl «nichts übrig bleibt als zu sterben». Dann folgt der Aufschrei: «Aber vielleicht habe ich irgendetwas übersehen, etwas nicht begriffen . . . Ich spürte, irgendwo habe ich einen Fehler gemacht.» Er grübelt vergebens; die innere Zensur hindert ihn daran, den Fehler zu entdecken. So resigniert er schliesslich, ohne zu ahnen, dass auch seine Resignation der gleichen Quelle entstammt wie das quälende Schuldgefühl, das ihm, dem einst so frohen und unbeschwerten, also religionslosen Menschen, mystischen Ideen zugänglich macht. Er sucht Trost bei Gott (Symbol des Vaters), aber das Uebel sitzt dort, wo auch die Suggestion der eintönigsten Gebete versagt. Nur im ersten Stadium der Resignation erhofft der Suchende in der religiösen Hingabe eine Erleichterung seiner seelischen Qualen. Das hat Tolstoj in den «Aufzeichnungen eines Irren» selbst dargestellt.

Dieses erste Stadium genügt jedoch der Kirche, um ihren Apparat spielen zu lassen; sie weiss genau, welche Bedeutung der Sexualhemmung als religionsbildende Kraft zukommt und welche Gefahr ihr selbst droht, wenn die Erkenntnisse der Psychoanalyse praktisch verwertet würden. Leider hat die Freidenkerbewegung bisher dieser Frage noch nicht die erforderliche Aufmerksamkeit zugewendet und so wird es auch weiterhin noch viele Erdenpilger geben, die — so wie Tolstoj — den Weg zu Gott finden, ohne zu ahnen, welche Kraft eigentlich ihren «religiösen Bedürfnissen» zugrunde liegt.

Th. Hartwig.

Wir wiederholen,

was schon ein griechischer Spötter sagte:

«Ob den Planeten Sterngötter innewohnen und sie lenken, ist fraglich; wenn es aber zutrifft, — dass es dann ihrer unwürdig wäre, sich um ein Pack wie die Menschheit zu kümmern, das ist gewiss!»

Der Missbrauch mit Gottfried Keller.

Was ein Theologe als wahr empfindet, das muss falsch sein. Nietzsche.

Am 12. Juni sprach am Radio in einer protestantischen Predigt Herr A. Custer, Pfarrer an der Predigerkirche in Zürich, auch von Gottfried Keller, unserem schweizerischen Volks- und Nationaldichter, indem er aus dem 3. Kapitel des autobiographischen Romans von Keller «Der grüne Heinrich» die nachfolgende Stelle rezipierte, die sich auf das Dach der Predigerkirche bezieht, das der zweijährige Gottfriedli vom Estrichfenster seines Geburtshauses aus über die Dächer der Nachbarhäuser emporragen sah.

«Seine gegen Westen gekehrte grosse Fläche war für meine Augen ein unermessliches Feld, auf welchem sie mit immer neuer Lust ruhten, wenn die letzten Strahlen der Sonne es beschienen, und diese schiefe, rotglühende Ebene über der dunklen Stadt war für mich recht eigentlich das, was die Phantasie sonst unter seligen Auen oder Gefilden versteht. Auf diesem Dache stand ein schlankes, nadelspitzes Türmchen, in welchem eine kleine Glocke hing und auf dessen Spitze sich ein glänzender goldener Hahn drehte. Wenn in der Dämmerung das Glöckchen läutete, so sprach meine Mutter von Gott und lehrte mich beten. Ich fragte: was ist Gott? Ist es ein Mann? und sie antwortete: Nein, Gott ist ein Geist!»

Es ist klar, dass Herr Pfarrer Custer mit diesem Zitat den guten Gottfried Keller für seine Predigt ausgenützt hat, ihn quasi für seine christliche Predigt als eine gute Figur hinstellte, mit der Staat zu machen sei und ihn als guten Christen darstellen wollte, was er bekanntlich nicht war.

Es ist nicht anzunehmen, dass Herr Pfarrer Custer nur gerade diese Stelle aus Gottfried Kellers «grünen Heinrich» gelesen habe, die er zitierte. Wenn er aber weiter gelesen hätte, so hätte er folgendes gefunden:

«Das Kirchendach versank nach und nach in grauem Schatten, das Licht klonnte an dem Türmchen hinauf, bis es zuletzt nur noch auf dem goldenen Wetterhahn funkelte. Und eines Abends fand ich mich plötzlich des bestimmten Glaubens, dass dieser Hahn Gott sei. Er spielte auch eine unbestimmte Rolle der Anwesenheit in den kleinen Kindergebeten, welche ich mit vielem Vergnügen herzusagen wusste. Als ich aber einst ein Bilderbuch bekam, in dem ein prächtig gefärbter Tiger abgebildet war, ging meine Vorstellung von Gott allmählich auf diesen über . . . und wenn der Name Gottes genannt wurde, so schwebte mir erst der glänzende Vogel und nachher der schöne Tiger vor.»

Dass Gottfried Keller in diesen Ausführungen im «Grünen Heinrich» nur zeigen wollte, wie sich bei ihm langsam der Begriff «Gott» bildete, der aber nie sein Wesen und Leben bestimmte, sondern dem er schon zur Zeit seiner Konfirmation sehr kühl gegenüberstand, sollte ein Leser und Kenner Gottfried Kellers wissen, auch der Pfarrer an der Predigerkirche. Als Gottfried Keller zu Weihnachten 1835 als 16jähriger Knabe in der Predigerkirche in Zürich konfirmiert wurde, fühlte er sich bei dem feierlichen Vorgange nicht zum frömmsten aufgeleitet. Der ernste Jüngling, der sich mehr als hundert andere redlich mit seinen Glaubensbemühungen zurechtzusetzen trachtete, war allem dogmatischen Kirchentum abgeneigt, die Sünden- und Bluttheologie war ihm zuwider. Sein Verhältnis zu Gott und Unsterblichkeit bildet ein Hauptthema im «Grünen Heinrich» und wird die stehende Frage, die seine Freunde immer wieder an ihn richten*).

In den Jahren 1848/49 hat Gottfried Keller als Dreissigjähriger in Heidelberg den Atheisten Ludwig Feuerbach gehört, der ihn zu seiner Weltanschauung gewonnen hat. Feuerbach hat Keller in seinem Denken so stark beeinflusst, dass Gottfried Keller fortan dem Materialismus angehörte. Gott

*) Jakob Baechtold, Gottfried Kellers Leben. Kl. Ausg., pag. 29.